BLAULICHT

207

Linda Teßmer ★★★★★★★

LEPINAL



Blaulicht 207

Linda Teßmer
Lepinal

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage

Lizenz-Nr.: 409-160/118/80 · LSV 7004
Umschlaggestaltung: Wolfgang Theiler
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland
622 456 0
DDR 0,25 M

„Da ist noch eine besonders schwierige Sache." Koch hält seinen Mitarbeiter zurück, der im Begriff ist, das Büro zu verlassen. „Da müssen wir heute noch hin."
Stender schiebt den Hut nach hinten und wirft dem Genossen am Schreibtisch einen fragenden Blick zu.
Hauptmann Koch informiert in kurzen Zügen. „Gestern abend ist ein Hinweis gekommen von einem Doktor Gude. Ein Patient ist gestorben. Ihm fiel die Hautfarbe des Toten auf; dunkelblaurot, ins Bräunliche schillernd."
„Merkmale einer Barbitursäurevergiftung", wirft Leutnant Stender ein.
„Genau." Koch nickt. „Die gerichtliche Sektion war heute vormittag. Hier das Gutachten." Er beugt sich über den Bericht der toxikologischen Untersuchung und liest vor: „Der Mann ist an einer Überdosis Lepinal gestorben. Die Analyse der Magenflüssigkeit ergab Tee und Bier. Das Schlafmittel befand sich im Bier, das der Tote etwa zwischen 19 und 20 Uhr zu sich genommen hat. Der Tod ist im Schlaf eingetreten." Koch lehnte sich zurück. „Der Mann heißt Fischer, Herbert Fischer."
„Wahrscheinlich ein Lebensmüder." Stender sieht auf seine Armbanduhr, es ist halb vier.
„Oder Unfall." Koch steht auf. „Der Mann war krank. Nervenkrank. Das bedeutet: behutsam vorgehen. Für die Hinterbliebenen ist es so schon schwer genug."

Seit zwei Tagen Dauerregen, es ist diesig und kalt. Unter dem grau verhangenen Himmel wiegen sich die Baumkronen; das letzte Laub schwebt herunter. Es dämmert schon, als der Polizeiwagen das Haus erreicht, in dem Herbert Fischer wohnte. Eine stille Gegend. Altneubauten. Dazwischen Spielwiesen mit Sandkästen, Schaukeln und Turngeräten. Die Fischers wohnen im vierten Stock.

Frau Fischer, das aschblonde Haar im Nacken zu einem Knoten gedreht, klein, spillrig, mit geröteten Augen, die das Ergebnis einer schlaflosen Nacht sind, mag um die Fünfzig sein. Ihre Hand umschließt ein Taschentuch, an dem sie nervös herumknüllt. In ihrer Stimme schwingt eine große Müdigkeit. „Sie sind, Sie sind...?"
„Von der Kriminalpolizei." Koch lächelt entschuldigend.
Die Frau läßt kein Erstaunen erkennen. Mit einer knappen Handbewegung nötigt sie ihre Besucher ins Wohnzimmer. In der Luft hängt Geruch von Seife. Alles blinkt und blitzt. Der auf Hochglanz geputzte Raum ist so sauber und aufgeräumt, daß er geradezu ungemütlich wirkt. Kochs Blick bleibt an dem riesigen Landschaftsgemälde über der Couch hängen, mittelmäßig gemalt, viele Birken, Tannen, Wolken. Links unten ist das Bild mit Herbert Fischer signiert. Während Frau Fischer Platz anbietet, ruft sie: „Mücke!" Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit Jeans, zierlich, mit langen dunklen Haaren, kommt herein.
„Meine Tochter Marion", erklärt Frau Fischer. „Montags hat sie frei. Dafür ist der Salon sonnabends geöffnet. Kosmetik-Salon Christine."
Marion nickt den Kriminalisten zu. Auch ihre Augen sind vom Weinen rot. Sie hockt sich auf den Rand eines Sessels zwischen ihrer Mutter und den Männern von der K.
Koch will beginnen. Er versucht den richtigen Ton zu finden. „Haben Sie bitte Verständnis dafür, daß wir einige Fragen stellen müssen."
„Er war krank. Geistige Verkalkung", antwortet Frau Fischer leise. „Sie verstehen – nervenkrank."
Koch nickt. „Ich weiß. Die Ärzte nennen es Zerebalsklerose."
„Eine Verhärtung zum Großhirn oder zu Großhirnteilen." Es klingt, als ob sie einen alten Text aufsagt. „Wir haben uns das genau erklären lassen."
„Ihr Mann", fährt Koch vorsichtig fort, „ist an einem Schlafmittel gestorben."
Die Frau zuckt hilflos die Achseln. „Wir glauben..." Sie stößt einen Seufzer aus, als müsse sie sich überwinden, weiterzusprechen.
„Lassen Sie sich Zeit. Beruhigen Sie sich." Koch sieht sie freundlich an. „Sagen Sie, was Sie glauben."
„Wenn er lichte Momente hatte, wußte er sehr wohl, was mit ihm los war. Dann wurde ihm seine ganze Misere bewußt. Ich glaube,

eine spontane Reaktion..." Sie bricht ab und starrt auf ihren schwarzen Rock. „Ich mußte den Medizinkasten abschließen. Er war maßlos im Einnehmen von Eßbarem. Wenn man nicht aufpaßte, hatte er im Handumdrehen ein Röhrchen Tabletten geleert."
„Hat er Selbstmordabsichten geäußert?"
„Ja, aber wir nahmen das doch nicht ernst."
„In welcher Form?"
„Er sagte: ‚Ich häng' mich auf.' Oder etwa: ‚Ich geh' zum Friedhof und such' mir eine Stelle aus.'"
„Hat er einen Abschiedsbrief hinterlassen?"
„Nein. In letzter Zeit schrieb er nicht mehr."
„Logischer wäre, daß er seiner Familie mitteilt, warum er aus dem Leben geht."
Stender nickt zustimmend, aber er hält sich zurück und schweigt. Marion Fischer sagt ebenfalls kein Wort. Sie sitzt nur da, niedergeschlagen, verzweifelt, und hält den Blick gesenkt.
Nach einer Pause spricht Koch weiter: „Sagen Sie...", er zögert, „haben Sie ihm gestern abend ein Schlafmittel gegeben?"
Frau Fischer schüttelt den Kopf. „Gestern abend nicht. Er war ruhig. Sein Arzt sagte, ich solle ihm nur etwas geben, wenn es notwendig sei. Lepinal; denn Faustan half nicht mehr."
„Fehlt etwas davon?"
„Ich weiß nicht. Ein Röhrchen ist noch da. Aber es können auch zwei gewesen sein."
„Lag etwas ohne Aufsicht herum? Für kürzere Zeit vielleicht? Auf dem Nachttisch? In der Küche?"
„Nein, nein."
„Keine leere Packung im Papierkorb? Keine Folie? Keine leere Hülse? Nichts im Mülleimer, Ofenloch oder sonstwo?"
„Nein, nein, bestimmt nicht."
Koch gibt dem Genossen einen unmerklichen Wink mit den Augen. Stender steht auf. „Erlauben Sie, daß ich mich mal umsehe?"
„Ja, natürlich. Bitte." Frau Fischer wendet sich an ihre Tochter. „Zeig ihm, wo Vatis Sachen sind."
Der Kriminalist und das Mädchen verlassen den Raum. Frau Fischer versucht sich zu entschuldigen. „Ich kann Ihnen wirklich nichts sagen. Verzeihen Sie, in meinem Kopf geht alles rund. Wenn Sie wüßten, was hier manchmal los war. Ich..." Die Frau,

um ihre Fassung bemüht, sieht weg. Ihr Blick wandert zum Fenster. Regen trommelt gegen die Scheiben.
Koch läßt ein paar Minuten verstreichen. Als er merkt, daß sie ruhiger wird, erhebt er sich. „Ich schlage vor, wir gucken mal in den Medizinkasten."
„Ja bitte, das können Sie." Frau Fischer löst ihre rötlich umrandeten Augen vom Fenster und führt den Hauptmann ins Badezimmer, wo in einem weißen Holzkasten, der neben dem Spiegel an der Wand hängt, in zwei Regalen Medikamente lagern. Koch sieht eine Reihe Fläschchen, Schachteln, Dosen und Röhrchen. Er betrachtet sie eingehend. Sein Finger zeigt auf ein hellgrünblaues Röhrchen mit der Aufschrift Lepinal. Unwillkürlich greift er danach. „Noch voll."
Wieder zuckt Frau Fischer hilflos die Achseln.
Koch legt das Röhrchen in den Medizinkasten zurück. „Wußte Ihr Mann, daß die Tabletten hier drin sind?"
„Natürlich. Es war kein Geheimnis. Alle wußten es; Mücke, mein Sohn auch." Frau Fischer schaut vor sich hin auf die blauweißen Fliesen. „Mein Mann hat doch gesehen, wenn ich etwas rausnahm. Aber der Kasten war immer verschlossen. Den Schlüssel hatte ich versteckt. Im Flur. Unter dem Läufer."
„Gibt es nur den einen Schlüssel?"
„Ja. Aber mein Mann suchte immer etwas. Man konnte ihn nicht allein lassen."
„Einmal hat er eine ganze Torte aus dem Kühlschrank aufgegessen." Marion steht auf der Türschwelle. Ihr hübsches Gesicht, so scheint es Koch, ist noch blasser geworden.
„War der Schlüssel noch unter dem Läufer?" erkundigt er sich. Frau Fischer macht das Medizinschränkchen zu. „Ich hab' gleich nachgesehen. Aber es kam mir so vor, als ob er vorher anders gelegen hätte."
Koch will etwas erwidern, aber er wird durch ein Geräusch an der Wohnungstür abgelenkt. Wenig später betritt ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann den Flur. Groß, schlank, dunkelhaarig. Sein Gesicht ähnelt dem der Frau Fischer, nur ist er jünger, unverbrauchter und männlich. Während er den Mantel auszieht und aufhängt, entschuldigt er sich wegen seiner Verspätung. „Es gab ein paar Probleme in der Schule. Für morgen habe ich mich beurlauben lassen."
„Mein Sohn." Frau Fischer macht die Männer miteinander bekannt. „Thomas war heute morgen schon hier."

Koch will ansetzen, um zu sagen, warum sie hier sind, aber der junge Mann winkt ab. „Sie brauchen sich nicht zu erklären. Ich weiß, daß Sie sich damit befassen müssen. Aber das müssen wir auch überstehen. Wir sind ja mit Außergewöhnlichem vertraut." Er streicht sich über das nasse Haar und bittet Koch ins Wohnzimmer. „Mein Vater hat wohl den falschen Beruf gehabt. Werklehrer! Ich bin selbst Pädagoge und weiß, wer da kein dickes Fell hat, der geht unter. Mein Vater war zu weich und zu sensibel. In ihm steckte ein Maler und Schriftsteller. Das Bild da", seine Hand deutet auf das Gemälde über der Couch, „hat er gemalt." Und stolz setzt er hinzu: „Er hat auch ein Bastelbuch für Kinder geschrieben, es ist sogar in der ČSSR erschienen."
„Ja, und plötzlich war es aus." Marion zieht die Tür hinter sich zu. „Er wurde anders und machte alles falsch. Die einfachsten Dinge, die schaffte er nicht mehr. Er war nicht mal fähig, eine Flasche aufzumachen. Wenn er..."
Mit einer Handbewegung unterbricht Thomas Fischer seine Schwester. „Er war drei Monate in Teupitz, in der Klinik für Psychiatrie. Dort haben die Ärzte festgestellt, daß man ihm nicht helfen kann. So wurde er mit dreiundfünfzig Jahren invalidisiert. Er war an nichts mehr interessiert, sagte nichts mehr und tat nichts mehr."
Marion nutzt die entstandene Pause und fährt fort: „Ewig rannte er herum, hier oder draußen – eine Wanderung durch andere Welten. Manchmal kam er nach zehn Minuten zurück, manchmal überhaupt nicht. Dann mußten wir ihn suchen, oft stundenlang."
„Er konnte doch nicht dafür." Frau Fischer drückt das Taschentuch an den Mund, als wolle sie das aufsteigende Schluchzen zurückdrängen. Koch bemerkt, daß es ihr unangenehm ist, darüber zu sprechen.
„Das wissen wir ja alle, Mutti", sagt Marion beschwichtigend, und resigniert fügt sie hinzu: „Aber das machte es für uns nicht leichter."
Frau Fischer kann ihre Tränen nicht aufhalten. Auch um Marions Mund zuckt es schmerzlich. Thomas legt die Arme um Mutter und Schwester. Doch aus Marion bricht der angestaute Kummer hervor. „Und diese Unruhe! Seine Finger waren immer in Bewegung; Radio, Fernseher, Lichtschalter und wo er sonst noch hinlangen konnte: an – aus, an – aus. So sinnlos. Nachts das gleiche; 'raus aus dem Bett, 'rein ins Bett, 'raus –

’rein. Zum Badezimmer hin und zurück, hin und zurück. Keiner hat richtig schlafen können. Nein, nein, das kann sich niemand vorstellen.“
Ein Schatten zieht über Thomas’ Gesicht. Er nimmt seine Arme von den Frauen. „Jetzt ist es genug, Marion. Du mußt dich beruhigen.“
„Du warst ja weit vom Schuß“, entfährt es dem Mädchen. „Manchmal hatte ich das Gefühl, du hast so schnell geheiratet, um hier rauszukommen.“
Betroffen schweigt Thomas Fischer.
Frau Fischer schluckt mühsam. „Kinder, Kinder!“
„Es wurde immer schwieriger mit ihm. Er machte die unmöglichsten Sachen. Im Container suchte er nach Speiseresten. Mein Gott...“ Marion schlägt die Hände vor ihr Gesicht und verstummt. Dann schaut sie ihre Mutter an und macht eine um Entschuldigung bittende Geste. „Tut mir leid.“
Thomas Fischer zündet sich eine Zigarette an. In dem Augenblick kommt Stender. Er schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß er nichts gefunden hat. Ein paar Sekunden Stille, nur das Prasseln des Regens an den Fensterscheiben ist zu hören. Dann kommt es leise von Frau Fischers Lippen: „Können Sie sich vorstellen, wie das ist, wenn man mit ansehen muß, wie der eigene Mann geistig verfällt und man nicht helfen kann.“ Ihr tränenverschleierter Blick geht an den Kriminalisten vorbei zu den Familienbildern an der Wand – alle aus besseren Zeiten.
Koch fragt: „Haben Sie nie daran gedacht, Ihren Mann in ein Pflegeheim zu geben?“
Marion hakt sofort ein. „Wenn sie auf mich gehört hätte...“
„Nun kommt mir nicht wieder damit“, seufzt die Mutter müde. „Das hätte ich nicht übers Herz gebracht. Bedenkt doch, er hatte lichte Momente – wenn er da plötzlich bei fremden Menschen gewesen wäre. Er hätte es nicht begriffen. Er hätte uns gesucht. – Und er war ja nicht gefährlich.“
„Man weiß nie, wie sich so eine Krankheit entwickelt“, erklärt Thomas Fischer. „In einem Heim...“
„Heim, Heim, das sagt sich so leicht“, unterbricht Frau Fischer unwillig. „Er war doch mein Mann. In guten Zeiten haben wir zusammengehalten.“ Sie hält stöhnend die Hände vor das Gesicht. „Warum wir? Warum ausgerechnet wir? Warum mußte uns das treffen? Diese Frage habe ich mir immer wieder gestellt, bis mir der Kopf schmerzte.“

Wieder Stille. Koch räuspert sich und lenkt auf den Kern der Sache. „Was hat Ihr Mann gestern abend getrunken? War Alkohol dabei?"
„Nein, Tee." Frau Fischer wischt sich die Tränen aus den Augen. „Beim Abendbrot sind wir ins Erzählen gekommen. Wenn Thomas mal hier ist, gibt es immer so viel, was besprochen werden muß."
„Sie tranken kein Bier?"
„Nein."
„Sind noch Getränkereste da?"
„Nein. Ich wasche immer gleich nach dem Essen ab. Bis heute morgen stand noch ein Glas Tee auf seinem Nachttisch, es war auch noch etwas drin, aber jetzt ist alles abgewaschen."
„Er muß aber Bier getrunken haben."
„Das kann nicht sein." Frau Fischer sieht Koch fragend an.
„Das Schlafmittel war im Bier. Mit Bier wirkt es besonders gut", erklärt Koch.
„Wir haben doch gar nichts im Haus. Von Alkohol wurde er noch unruhiger. Das heißt ... Trotz seiner Krankheit war er raffiniert genug, sich Bier zu verschaffen, und versteckte es im Keller. Aber keiner wußte, wo."
„War er nach dem Abendbrot noch einmal unten?"
„Ach, er ging ja dauernd 'rauf und 'runter. Da hat schon keiner mehr drauf geachtet." Frau Fischer ist jetzt gefaßter. „Vielleicht war er im Keller. Vielleicht hat er sich heimlich einen genehmigt. Dann jedenfalls konnte er die Flasche aufkriegen."
„Wann haben Sie ihn denn gefunden?"
„Gegen zehn. Als ich ins Bett gehen wollte. Es fiel mir auf, daß er so ruhig war. Er hatte sich schon um acht hingelegt und war nicht ein einziges Mal aufgestanden."
Thomas Fischer starrt auf die Asche seiner Zigarette. „Mir ist aufgefallen, daß es ihm gestern abend besonders gut ging. Er war sehr klar und ruhig, wie ich ihn schon lange nicht mehr erlebt habe. – Und er dankte uns für die Mühe und die Geduld, die wir für ihn aufbrachten."

Als die Kriminalisten etwas später wieder im Wagen sitzen, der im strömenden Regen zum Präsidium zurückfährt, meint Stender: „Ein Nervenkranker kann seine nächsten Angehörigen in verzweifelte Situationen bringen."
Koch klemmt sich eine Zigarette zwischen die Lippen. „Der

Fortschritt unserer Zeit, Menschen fahren zum Mond. Für so viele Dinge gibt es eine Lösung – aber hier?"
Nachdenklich schaut er durch die betropfte Windschutzscheibe, auf der die Wischer blanke Halbkreise ziehen. Ein Unfall wäre lediglich dann gegeben, wenn aus Versehen oder durch Unachtsamkeit der Familienangehörigen die Einnahme einer Überdosis Lepinal ermöglicht worden wäre beziehungsweise durch den Betroffenen selbst mangels Einschätzungsvermögens eine solche erfolgt ist. – Alles nicht eindeutig."
„Wenn hier bewußt nachgeholfen wurde..." Stender überholt einen Autobus.
„Dann kann es eine spontane Verzweiflungstat gewesen sein." Koch verfolgt die Rauchkringel, die langsam zur Wagendecke aufsteigen. „Wir werden Nachforschungen anstellen müssen, irgendwo ein Beziehungsgeflecht suchen, um einen Anhaltspunkt zu finden. Sprechen Sie mal mit den Nachbarn, zuerst mit den Leuten, die vis-à-vis wohnen. So von Tür zu Tür, da sieht und hört man mehr."

Leutnant Stender, der nie etwas auf morgen verschiebt, begibt sich noch am Abend zu den Nachbarn der Familie Fischer. Aber er hat Pech. Die Heidelbachs sind nicht daheim. Er geht von Stockwerk zu Stockwerk und spricht mit allen Mietern. Fischers Tod hat sich inzwischen herumgesprochen. Einige sagen ganz offen, daß sie dem kranken Mann lieber aus dem Weg gegangen sind. Erzählt habe die Frau Fischer ja nichts. Daher könne man sich von dieser Familie kein Bild machen. Einer meint: „Die einzigen Kontakte haben die Nachbarn gegenüber. Seitdem die Tochter der Heidelbachs aus dem Haus ist, hat Frau Heidelbach sich viel um die Fischers gekümmert."
Kurz darauf klingelt Stender noch einmal an Heidelbachs Tür. In der Wohnung regt sich nichts. Wieder unten, stößt er auf eine junge, blonde Frau, die dabei ist, ein Fahrrad in den Keller zu bringen. Sie kann Auskunft geben. Frau Heidelbach arbeitet als Straßenbahnfahrerin bei der BVB und hat Spätschicht. Herr Heidelbach, das weiß die Blonde zufällig, feiert heute abend im „Wilden Eber". „Da treffen sich die Jäger. Feudaler Klub: Ärzte, Künstler...", erzählt sie redselig. „Na ja, wo der Heidelbach jetzt auch Ingenieur geworden ist. Einfach nur Förster hat ihm nicht genügt. Forstingenieur! Hat aber auch schön büffeln müssen. Fernstudium." Sie seufzt. „Wenn meiner bloß ein bißchen von

dem Ehrgeiz hätte!" Dann fügt sie aber mit einer unbekümmerten Handbewegung hinzu: „Na, nicht zu ändern. Hauptsache, man ist gesund. Wenn ich an den armen Fischer denke..."
„Kannten Sie ihn näher?"
„Gott, was heißt näher. Wenn er mir über den Weg lief, gab er mir die Hand. Aber bevor man was sagen konnte, war er schon wieder fort."
„War er gestern abend im Keller? Wissen Sie das?"
„Freilich, freilich war er. Ich hab' ihn gesehen, als ich Gurken raufholte. Der geisterte oft da unten herum. Er trank gern mal ein Bierchen, wissen Sie. Oben durfte er's ja nicht."
„Hat er gestern auch getrunken?"
„Sicher hat er. Ich hab' noch gesagt: ‚Prost, Herr Fischer.' Trotz allem, der wußte sich zu schützen. Ich meine, er hatte einen Sinn für Vorsicht. Er verstand, das Bier vor seiner Frau zu verstekken." Sie lächelt kaum merklich. „Da arbeitet eben der Instinkt."
„Wann war das genau?"
„Wann? – Ja. Wir hatten noch nicht Abendbrot gegessen. Kann halb sieben gewesen sein." Dann meint sie, und in ihrem Ton schwingt Mitgefühl: „Es ist natürlich schwer, mit so einem Kranken zu leben. Die Frau war schon ganz konfus. Allein die Abschließerei. Immer war irgendein Schlüssel weg. Ich weiß das von meinem Mann, der in der Schlosserwerkstatt ein paar Straßen weiter arbeitet. Und sie mußte ja alles abschließen."
„Der Schlüssel vom Medizinkasten, war der auch mal weg?"
„Da bin ich überfragt, da müssen Sie sich an meinen Mann wenden, aber heute hat er Fahrschule. Der Schlüssel vom Briefkasten war jedenfalls oft weg. Fischer verbummelte ihn einfach. Wie die Postsachen. Einmal hat er den Schein für eine Paketsendung verloren. Seitdem durfte er an den Briefkasten nicht mehr 'ran."
„Er soll sich aber manchmal die Zeitung geholt haben."
„Irgendwie verstand er es, den Kasten zu öffnen."
„Und wie reagierte Frau Fischer?"
„Er log natürlich. Sagte einfach, Frau Heidelbach oder Frau Volkmann hätte ihm die Zeitung gegeben. Man wußte nie, ist er krank oder will er einen ärgern. Insofern gab's schon mal Schwierigkeiten, weil Frau Fischer nie wußte, wer lügt."

Zwanzig Minuten später. Eine laute, überfüllte Gaststube. Tabak- und Alkoholgeruch schlagen dem Leutnant entgegen. Um ihn herum Lachen und Stimmengewirr. Einigen Gästen sieht man an, daß sie zuviel getrunken haben. Am Tresen hantiert ein beleibter Mann, der laufend Bier ausschenkt. Stender fragt nach Heidelbach. Der Beleibte wischt sich die Hände am Lederschurz ab und verschwindet durch eine Hintertür, die der Aufschrift nach zum Klubraum führt. Kurz darauf erscheint er in Begleitung eines Mannes, der die grüne Jägerkluft trägt, und deutet mit einer Kopfbewegung auf Stender. Heidelbach, ein hochgewachsener Endvierziger, dessen ausdrucksvolles Gesicht Ruhe und Heiterkeit ausstrahlt, blickt den Kriminalisten verwundert an. „Worum geht's denn?"
Stender stellt sich vor. „Um Herrn Fischer."
„Ja, Herr Fischer." Heidelbachs Gesicht wird ernst. „Sein Tod, ja. Eine traurige Geschichte. – Ich habe ihn ganz gern gemocht, den Mann. Einer von den Stillen." Er sieht sich um. „Wollen wir rausgehen?"
Stender ist einverstanden.
Der Regen hat zugenommen. Die beiden Männer bleiben im Schutz des Türbogens stehen. Heidelbach zieht Zigaretten aus der Tasche und bietet dem Leutnant eine an. Sie rauchen. Heidelbach erzählt: „Er war ein patenter Kerl. Man konnte mit ihm über alles reden – verständnisvoll, verstehen Sie. Dazu ein guter Familienvater. Er gab das Letzte für seine Frau und die Kinder. Und er war Mittelpunkt. Nach dem Motto: Vater ist der Beste. Ein gutes Leben hatten sie."
„Bis der Mann krank wurde."
„Ja. Irgendwann fing das an. Vor drei Jahren etwa. Ganz allmählich. Eines Morgens wollte er nach Ägypten. – Eine scheußliche Situation." Heidelbach rauchte einen Augenblick wortlos vor sich hin. „Anfangs versuchte die Familie es zu vertuschen, bis es sich nicht mehr verbergen ließ. Für Frau Fischer war's nicht leicht. Wer so lange auf der Sonnenseite gelebt hat, wechselt ungern in den Schatten."
„Wollen Sie sagen, sie war unfähig, damit fertig zu werden?"
„Nicht nur sie. Auch die Kinder. Keiner konnte es. Doch mein Gott, wer kann das schon? Niemand ist auf so etwas vorbereitet. Das ist wie mit dem Tod. Jeder weiß, daß er kommt, und wenn er da ist, Verständnislosigkeit, Angst, Panik." Heidelbach wirft die halbgerauchte Zigarette weg. „Dieselbe Familie, dieselben

Menschen... Ja, so ist das, solange es den Menschen gut geht..."
Er besinnt sich. „Ich glaube, ich rede zuviel. Entschuldigen Sie."
Stender nickt. „In Ausnahmesituationen erweist es sich, wie gut das Zusammenleben wirklich ist."
Ein paar Sekunden schauen sie schweigend auf die Pfützen, die sich in kleine Seen verwandelt haben. Dann sagt Heidelbach: „Es ist ja nicht nur so, daß sie innerhalb ihrer Familie litten, Fischers Verhalten, seine Krankheit zog weite Kreise."
„Etwas Konkretes?"
„Das Mädchen, die Marion, hat dadurch ihren Verlobten verloren."
Stender horcht auf. „Sie meinen, wegen ihres Vaters?"
„Da gibt es gar keinen Zweifel. Wir wissen es von Fischer. Er ist öfters zu uns rübergekommen. Vielleicht, weil er mal andere Wände sehen wollte."
„Kam er gestern abend auch?"
„Ja."
„War er anders als sonst? Klarer? Bedrückter?"
„Ist mir nicht aufgefallen. Er hat nicht viel geredet. Ist nur rumgegangen. Wir haben ihn immer in Ruhe gelassen."
„Hatte er etwas getrunken?"
„Bei uns nicht. Wir waren froh, als er wieder ging. Frau Fischer sah es nicht gerne, wenn ihr Mann zu anderen in die Wohnung wollte. Es war ihr irgendwie peinlich – sie wußte ja auch nie, was er dort erzählte oder tat. Sie ist auch so eine spröde Natur, diese Frau. Hat eine tiefe Abneigung gegen Mitleid und fremde Hilfe. Ja, ich hatte immer das Gefühl, hier wird Anteilnahme als Neugierde empfunden, als Kontrolle, obwohl sie – und das ist paradox – uns immer wieder um Hilfe anhalten mußte. Und meine Frau ist nun mal so ein richtiger Samaritertyp. Wenn Sie wüßten, wie oft sie einspringen mußte. Letzte Woche noch, da klingelt's bei uns Sturm. Fischer war zusammengeklappt, und die Frau schaffte es nicht allein, ihn wieder auf die Beine zu bringen – ist doch so ein zierliches Persönchen."
Ein Pärchen steuert auf den Eingang des Restaurants zu. Die Männer treten beiseite, um die beiden durchzulassen. Lachend verschwinden sie in der Gaststube. Heidelbach fährt fort: „Seitdem unser Mädel aus dem Haus ist, hängte sich meine Frau noch mehr an die Fischers. Immer wieder versuchte sie, die Frau seelisch aufzurichten. Aber es ist schon so, daß meine Frau

mehr gibt, als anderen nutzen kann. Ich mußte manchmal bremsen. Denn sie ist auch nicht die Stärkste. Vor ein paar Jahren hat sie ihre Mutter verloren. Daran krankt sie immer noch. Es gibt Nächte, da wälzt sie sich hin und her und kann nicht einschlafen. Dann greift sie zu den Schlaftabletten. Aber das ist auch nicht die Lösung."
„Lepinal?"
Ein flüchtiges Erschrecken. „Nicht den Teufel... Nein. Radedorm."

„Entschuldigen Sie, daß ich hier zu so später Stunde hereinplatze." Koch wendet sich an den Mann, der am Schreibtisch sitzt, auf dem sich Bücher und Hefte türmen, während die Frau, die ihn etwas erstaunt hereinführt, das Zimmer lautlos verläßt.
„Ich bin gleich fertig", erwidert Schulleiter Jacobi zerstreut.
Im Lichtkreis der Schreibtischlampe sieht Koch das Gesicht eines älteren Mannes mit Spitzbart und Brille. Er ist damit beschäftigt, die Schreibarbeit eines Schülers durchzusehen. Nach einigen Korrekturen klappt der Leiter der Lessing-Schule das Heft zu. Er steht auf und knipst die Deckenbeleuchtung an.
„Was kann ich für Sie tun?"
In knappen Worten legt Koch die Lage dar, worauf Herr Jacobi ein nachdenkliches „Hm" hören läßt. Er deutet einladend auf die Sessel vor dem dünnbeinigen Tisch. „Fischer war zwölf Jahre bei uns", sagt er zurückhaltend. „Er verstand sein Fach und konnte gut mit den Kindern umgehen. Sie mochten ihn. Ja, man kann sagen, er war beliebt."
Koch setzt sich und knöpft den Mantel auf. „Hatten Sie noch Kontakt mit ihm, als er aus dem Schuldienst ausgeschieden war?"
Jacobi läßt seine asketische Gestalt in einen Sessel sinken. Er überlegt. „Nein. Kontakt eigentlich nicht."
„Und seine anderen Kollegen?"
„Auch nicht." Jacobi nimmt die Brille ab, als könne er den Hauptmann so besser sehen. „Ich gestehe offen, daß sich der Kontakt auf einen Präsentkorb zu Weihnachten und eine Glückwunschkarte zum Geburtstag beschränkte."
„Kein Besuch?"
„Einmal war ich da. Ein Gespräch kam nicht zustande. Und die Frau war so eisig. Ich hatte den Eindruck, daß unser Besuch die

Frau belastete. Es war ihr unangenehm." Er machte eine ratlose Geste. „Was soll man auch sagen?"
Koch nickt. „Das ist, wie wenn einer stirbt. Die Leute gehen den Hinterbliebenen aus dem Weg, weil sie nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen."
„Ja", sagt Herr Jacobi. Irgend etwas scheint ihn verstimmt zu haben. Dann tippt er sich an die Schläfe. „Ich erinnere mich..."
„An was?"
„Ein Kollege von der Albert-Schweitzer-Schule sprach mich unlängst an."
„Wegen Fischer?"
„Ja, auch. Aber es ging um seinen Sohn."
„Thomas Fischer?"
„Er ist dort als Lehrer beschäftigt. Ein besonnener, feinfühliger Mensch, ein ausgezeichneter Lehrer. Würde einen guten Schulleiter abgeben. Nur..."
„Was steht dagegen?"
„Grob gesprochen, sein Vater."
„Machte man ihm deswegen Schwierigkeiten?"
„Himmel, nein." Der Mann wehrt entschieden ab.
„Was dann?"
„Nun ja..." Jacobi zögert.
Koch runzelt die Augenbrauen. Irgendwo im Haus schreit ein Säugling. Der Direktor fixiert eine bestimmte Stelle auf dem Teppich. „Thomas Fischer hat nie über seinen Vater gesprochen. Aber als dieser plötzlich bei ihm auftauchte..."
„In der Schule?"
„Ja. Wintermantel und Pelzmütze bei zweiunddreißig Grad Hitze."
„Was wollte er?"
„Eine Anstellung." Jacobi hält den Blick noch immer gesenkt. „Und Kinder, das wissen Sie ja, sind grausam. Sie verlieren schnell den Respekt, wenn sie sehen, daß..."

Straßenbahndepot Köpenick. Schichtwechsel. Feierabend für Irene Heidelbach. Müde greift sie nach ihrer Tasche und verläßt die Straßenbahn. Der Wettergott zeigt sich noch immer von der ungnädigen Seite. Wind und Regen peitschen ihr ins abgespannte Gesicht. Hans Heidelbach, mit geöffnetem Schirm, eilt seiner Frau entgegen. „Mann, ist das ein Wetter", sagt er zur Begrüßung.

Irene ist froh, daß sie abgeholt wird. Ihr brummt der Kopf, und die Augen schmerzen. Kein Wunder, vorige Nacht hat sie nur wenig geschlafen. Quälende Träume verfolgten sie bis in den Morgen. Dazu das Wetter! Regen, Regen, jeden Tag Regen, der einem aufs Gemüt geht.
Das Ehepaar Heidelbach bleibt einen Augenblick stehen und wartet darauf, daß ein vorbeifahrender Triebwagen den Ausgang freigibt. Dann nimmt er ihren Arm; sie haben es eilig, nach Hause zu kommen. Ihr Weg macht ein paar Kurven, vorbei an erleuchteten Schaufenstern, Kiosken und nassen Litfaßsäulen. Es sind nur wenig Leute unterwegs; aber es ist ja auch Ende November und dazu nach 22 Uhr, und dann der Regen. Auf die Schnelle erzählen sich die Heidelbachs, was sich tagsüber so bei ihnen getan hat. Als Irene von Stenders Befragung hört, verfliegt ihre Müdigkeit, sie will Näheres erfahren. Aber Heidelbach weiß, daß Fischers Schicksal sie aufregt. Er versucht abzulenken, indem er vom Jägertreffen erzählt und von der Wildschweinfleischverteilung; er hat ein gutes Stück erhalten. „Komisch, wie hungrig man wird, wenn man an einen saftigen Braten denkt."
Vergeblich. Irenes Gedanken kreisen weiter um die Nachbarfamilie. „Ja, hast du denn nicht gesagt...?" Sie umgeht eine Pfütze. „Aber Hans, das müssen wir doch angeben."
Er wirft ihr einen verstohlenen Blick zu. „Kannst du es nicht vergessen?"
„Ich begreife dich nicht. Ich kann dich nicht begreifen", ereifert sie sich. „Frau Fischer sagt denen doch glatt: Friede, Freude, Eierkuchen."
„Es ist nicht unser Problem."
„Also, wie du das wieder sagst." Ihr sympathisches Gesicht verdunkelt sich. „Man hat doch Verantwortung für den andern. Wir müssen uns doch umeinander kümmern."
„Aber das will Frau Fischer ja gar nicht", sagt er und denkt: Sie hat eine Art Nachbarhilfekomplex entwickelt. Für ihn ist das eine Einmischung, die er nicht billigt. „Warum läßt du sie nicht zufrieden?"
Seine Ruhe ärgert sie. „Die Frau Fischer, die versteckt sich hinter der Trauer. In Wirklichkeit ist sie froh, daß sie den Mann los ist."
„Aber Irene!" Er beugt sich leicht zu ihr. „Das darfst du nicht mal denken."

„Ich möchte ja objektiv sein", räumt sie ein. „Aber du weißt doch auch, wie sie ihn manchmal behandelt hat."
„Laß gut sein. So was kann einen schon aus der Bahn werfen."
„Ja. Aber eine Begründung für schikanöses Verhalten ist es nicht. Wenn sie wenigstens nicht so ungeduldig und aufbrausend gewesen wäre. Und Marion und Thomas – alle zogen am selben Strick. Der kranke Mann war schlimm dran. Armer Teufel, der sich nicht wehren konnte."
„Irene ..."
„Und dann das, was ich gestern abend gehört hab'. Man kann sich zuviel dabei denken."
„Besser weniger."
„Ja, je länger ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich davon überzeugt ..."
Noch ehe sie den Satz beendet, mahnt Heidelbach zur Vorsicht. „Beweisen kann man gar nichts. Und sei doch ehrlich, es war das beste für ihn."
Irene löst sich vom Arm ihres Mannes und bleibt stehen. Der Wind fährt ihr in den Rücken. Regentropfen laufen wie Tränen über ihr Gesicht. Ein PKW rauscht vorüber. Das Wasser unter seinen Rädern besprüht ihre Beine. Sie fröstelt und kommt sich mit einemmal sehr alt vor.
„Die Fischers hatten es schon schwer genug. Häng dich nicht immer in diese Sache 'rein", warnt er noch einmal.
„Ich kann schon nicht schlafen. Wenn ich das für mich behalte, komme ich überhaupt nicht mehr zur Ruhe." Sie hat ihn erschreckt, das spürt sie. „Es ist das mindeste, was ich tun kann."

Drei Tage nach Fischers Tod. – Während Koch eine Bockwurst aus der Büchse warm macht, kreisen seine Gedanken um die Familie Fischer. Nach Aussage der Frau lag der Schlüssel unter dem Läufer nicht mehr an der gleichen Stelle. Hatte Fischer ihn benutzt, um das Schlafmittel aus dem Medizinkasten zu nehmen? Oder ein anderes Familienmitglied? Nachforschen muß man auch, ob jemand die Möglichkeit besaß, sich auf einem anderen Weg Lepinal zu verschaffen.
Dem Hauptmann fällt das Gespräch ein, das er heute vormittag mit einer Lehrerin führte. „Ich komme aus der Lebensmittelhalle, da sehe ich Herrn Fischer im Papierkorb nach Wurstresten suchen, denn nebenan ist die Bratwurstbude. Im selben Moment nähert sich Frau Fischer mit einer anderen Frau. Als

sie ihren Mann in den Abfällen kramen sieht, dreht sie sich auf dem Absatz um und geht. Ihre Begleiterin geht weiter und sagt zu Fischer: ‚Igitt, Herr Fischer, Sie können sich ja sonstwas wegholen.' Dann kramt sie in ihrer Handtasche und gibt ihm Kekse. Er reißt die Packung auf und trollt sich davon. Die Frau, das hörte ich später, heißt Heidelbach."

Frau Fischer ergriff also die Flucht. Schämte sie sich ihres Mannes wegen, oder ging sie, weil sie es nicht mehr mit ansehen konnte? Die Nachbarin der Frau Fischer scheint wirklich eine warmherzige Frau zu sein. Allerdings ist es für Außenstehende immer leichter, sich der Sache zu stellen; auf sie fällt kein Schatten und kein schiefer Blick. Sie sind keiner Kritik ausgesetzt.

Das Wasser im Topf kocht. Koch zieht den Stecker aus der Steckdose, da kommt Stender. Die Wurst schon auf dem Teller, hört Koch sich seinen Bericht an.

„Fischer ist mehrmals in der Albert-Schweitzer-Schule gewesen. Er bestand darauf, Werkunterricht zu geben. Es wurde Thomas Fischer nahegelegt, seinen Vater von der Schule fernzuhalten. Am letzten Sonnabend erschien Herbert Fischer dort ohne Mantel und Jacke, in Hausschuhen – bei dem Regen. Als er dann in ein Klassenzimmer wollte und den Unterricht störte, ließ sein Sohn ihn durch den Hausmeister hinausführen. Und am nächsten Tag, am Sonntag, besucht Thomas Fischer seine Eltern – zum erstenmal nach langer Zeit."

„Einer, der jung verheiratet ist, hat ein neues Zuhause, seine Familie, seine Sorgen."

Stender wiegt skeptisch den Kopf. „Noch etwas", fährt er fort. „Der Frau Fischer ging mal der Schlüssel für den Medizinkasten verloren. Thomas hat neue anfertigen lassen. Er mußte den ganzen Kasten in die Werkstatt bringen. Das hab' ich von dem Mann der Blonden, der mit dem Fahrrad. Er ist Schlosser und hat die Schlüssel angefertigt. Zwei Stück."

„Zwei? Frau Fischer sagte, es gibt nur einen."

„Vielleicht glaubt sie das auch."

„Wenn das so ist..." Koch blickt nachdenklich auf seine Wurst. „Ich möchte, daß Sie den jungen Mann einmal besuchen."

„Genau das habe ich vor."

„Und denken Sie darin: Sehr vorsichtig rangehen!" Koch will sich über die Bockwurst hermachen. Aber Stender hat noch eine Information, die ihn das Essen vergessen läßt.

„Ich war im Kosmetik-Salon Christine und habe mit Marion Fischers Kolleginnen gesprochen. Ein Mädchen sagte: ‚Sie hatten sich ja schon Möbel angesehen und die Hochzeitsreise geplant. Das verdaut die Mücke nie und nimmer! Ich bin dann auch zu dem Jungen hin. Er heißt Roland Tübeke. Lange Loden, kesses Bärtchen, mindestens eins neunzig groß. Studiert SBW. Flott und clever, aber das personifizierte schlechte Gewissen. Angeblich haben seine Eltern ihn bedrängt, das Mädchen aufzugeben. Von wegen der Erbanlagen. So was ginge bis ins dritte und vierte Glied und dergleichen. Jedenfalls sind sie der Meinung, Fischers Krankheit könne erblich sein. Der Junge war so dumm, es Marion zu sagen. Deshalb denkt sie, die Krankheit ihres Vaters ist die Ursache der Trennung. Ihre Kollegin hat da andere Vorstellungen. ‚Ist doch albern', sagte sie. ‚Marion braucht sich doch nur medizinisch zu informieren, dann weiß sie, daß so etwas nicht erblich ist. Roland wollte sie loswerden. Sie selbst ist der Grund. Er hat den bestmöglichen Weg benutzt, sie sitzenzulassen.'"
Stender macht eine kurze Pause, ehe er fortfährt: „Und nun passen Sie auf. Am Donnerstag vor Fischers Tod ist Marion mit einem Rezept zur Apotheke gegangen. Die Kollegin weiß nicht, was sie geholt hat. Aber in der Apotheke konnte man feststellen, daß es Lepinal war. Zwei Röhrchen. – Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich mir die ‚Mücke' mal einfangen."
„Aber Fingerspitzengefühl. Auch hier ganz vorsichtig rangehen", mahnt Koch.
Stender geht, und Koch widmet sich endlich seiner Wurst. Er hat sie noch nicht aufgegessen, als nach zaghaftem Klopfen eine Frau ins Zimmer guckt. „Entschuldigen Sie bitte..."
„Ja?"
Irene Heidelbach betritt das Büro. „Ich weiß nicht recht..." Sie blickt den Hauptmann unschlüssig an.
Koch knurrt: „Was gibt's?" Schließlich hat auch ein Kriminalist das Recht auf Mittagspause. Während er den Teller mit der halb verzehrten Bockwurst seufzend beiseite schiebt, wandert sein Blick von dem blassen Gesicht der Frau über den dunkelgemusterten Mantel zu den braunen Sportschuhen und wieder zurück zu ihren Augen.
Irene Heidelbachs Mut ist zusammengebrochen. Sie hat plötzlich Angst vor der eigenen Courage. Koch winkt ihr zu, näher zu kommen. Unsicher macht sie ein paar Schritte zum Schreib-

tisch. Sie sucht in ihrer Tasche nach dem Personalausweis und reicht ihn dem Kriminalisten hinüber, froh, so den Anfang zu finden. Koch blättert im Ausweis, überfliegt die Personalien und bleibt am Namen hängen: Heidelbach. „Oh…“ Er lächelt und gibt ihr den Ausweis zurück. „Setzen Sie sich, Frau Heidelbach.“
Nein, sie will sich nicht setzen. „Entschuldigen Sie bitte, das ist sonst nicht meine Art.“ Jedes Wort kostet sie Mühe. Sie hat es sich leichter vorgestellt. „Ich tu’s nicht gern. Ich tu’s wirklich nicht gern, aber…“, ihre Stimme bebt ein bißchen, „es ist wegen Fischers. Mir tut – tat der Mann leid. Die Frau auch. Beide.“
„Niemand ist gegen so etwas gefeit.“
„Ich sage immer, solche Probleme kann man nur mit Verständnis lösen, aber…“ Sie stockt, doch dann legt sie ihre Hemmungen ab. Sie beginnt von der gespannten Atmosphäre in der Familie Fischer zu erzählen, ohne eine Spur von Vorwurf, und immer wieder flicht sie einen entschuldigenden Satz ein, um anzudeuten, daß sie auf keinen Fall der Frau Fischer etwas Schlechtes nachsagen möchte. „Es wäre mir lieber, ich könnte diese Einleitung weglassen, doch es muß erwähnt werden, damit Sie das Folgende verstehen können, das, weswegen ich hergekommen bin.“
„Hm“, macht Koch, der aufmerksam zugehört hat.
„Mein Mann ist der Meinung, es ginge mich nichts an. Aber man muß doch helfen. Wie soll man sich sonst als Mensch fühlen.“ Der um Entschuldigung bittende Ton bleibt in ihrer Stimme.
Koch nickt. „Richtig. Sich für den anderen einsetzen, das ist wichtig.“
„Jeder braucht jemanden und Frau Fischer auch. Ich ließ manchmal alles stehen und liegen und bin schnell ’rüber, weil ich weiß, daß schnelle Hilfe dreifache Hilfe ist.“
„Hm“, macht Koch wieder und denkt: Alles unbestreitbare Wahrheiten. Aber um mir das zu sagen, ist sie wohl doch nicht hergekommen. Was will sie wirklich?
„Sie war ja auch so hilfsbedürftig, die Frau. Und ich sah ja auch, daß sie jeden Tag weniger wurde. Ich hab’ ihr zugeredet, sie soll was unternehmen, um aus der seelischen Verkrampfung herauszukommen. Nicht nur stöhnen, auch handeln, was tun. Na, dann raffte sie sich auf und machte mal ’ne Bus- oder Dampferfahrt mit ihrem Mann. Sie wollte ja was tun.“
„Nun ja“, wendet Koch ein, „es ist nicht jedermanns Sache, alle

Gedanken offen auszusprechen, und schon gar nicht in einem solchen Fall."

„Man mußte doch was tun."

„Aber da hat jemand zuviel getan."

„Er hatte ewig Hunger", fährt sie fort, Kochs Einwurf überhörend. „Das Essen wurde ihm ja zugeteilt. Ich sagte der Frau, geben Sie ihm doch mehr zu essen, der kann's doch vertragen. Aber sie hielt sich an den Diätplan, den ihr die Ärzte in Teupitz gegeben haben. Sie meinte, sonst wäre er nachts noch unruhiger und sie könnten überhaupt nicht mehr schlafen. Vielleicht war die Härte berechtigt. Ich weiß es nicht. Jedenfalls tat er mir leid. Mehr als einmal habe ich ihm eine Schnitte oder ein Stück Kuchen gegeben. Wir ließen ihn auch gewähren, wenn er bei uns herumspazierte. Er klingelte, schob mich einfach beiseite und ging durch die Zimmer. Sie fürchtete immer, daß er uns belästigen könnte, aber das war nicht der Fall. Er tat ja nichts, er ging nur so herum, die Hände auf dem Rücken, und guckte und guckte, sah sich alles an, immer wieder." Sie seufzt. „Die Sache mit Fischer war mir nicht egal. Ich wollte helfen und bin von Amt zu Amt gelaufen. Es war nicht einfach, den Leuten klarzumachen, daß der kranke Mann in ein Pflegeheim müsse, bis ich bei Frau Lametra vom Amt für Gesundheitswesen vorsprach. Sie setzte sich für eine Heimeinweisung ein. Doch zum Schluß lehnte Frau Fischer ab. Sie konnte sich nicht entschließen."

„Na ja, richtig besehen, ist das eine Medaille mit zwei Seiten", meint Koch in gleichmütigem Ton, obwohl er über Frau Heidelbachs enorme Aktivität in dieser Sache etwas erstaunt ist. Dann schweigt er, in der Hoffnung, sie werde endlich zum Wesentlichen kommen.

„Es ist schrecklich, was ich jetzt sage, aber ich habe den Krach gehört, den die Kinder ihrem Vater machten." Sie holt tief Atem. „Also, an dem Abend, ich war beim Treppenfegen; Fischer brachte mit seinem Rauf und Runter so viel Sand mit. Er hat sich doch nie unten die Füße abgetreten."

„Hatten Sie keine Spätschicht?"

„Nein. Das geht bei uns nicht hintereinander. Wir werden jeden Tag neu eingeteilt."

„Gut. Weiter."

„Ich fegte also die Treppe. Fischers Wohnungstür stand offen. Auch so eine Angewohnheit von ihm, alle Türen offenzulassen.

Vielleicht aus Protest, weil *sie* alle abgeschlossen hat. Jedenfalls war er von uns wieder 'rüber und hat die Tür aufgelassen. Die anderen haben das gar nicht bemerkt, sie waren viel zu sehr mit ihren Problemen beschäftigt. Ich konnte fast jedes Wort verstehen. Und dann dieses Wort ‚abdampfen'. Ja, sie haben wirklich abdampfen gesagt. Er solle endlich abdampfen." Frau Heidelbach sieht Koch unschlüssig an.
Koch schweigt.
„Ich will die Sache um Gottes willen nicht hochspielen. Ich will es nur gesagt haben. – Es gibt eine Grenze, wo man nichts mehr verkraften kann, und die Fischers ... Ich glaube, sie hatten diese Grenze erreicht."
Dem Gesicht des Hauptmanns ist keine Überraschung abzulesen, obschon es ihn packt. „Sie meinen, daß die Familie dem Tod Fischers nachgeholfen hat?"
Frau Heidelbach fährt zusammen. „Da müssen Sie mich falsch verstanden haben. Ich ..." Sie bricht ab, unfähig, weiterzusprechen. Sie kommt sich vor wie ein Denunziant. Einem kurzen Impuls folgend, will sie gehen. Kochs Aufforderung, ihre Aussage für das Protokoll zu wiederholen, hält sie zurück.
Nachdem das erledigt und Frau Heidelbach gegangen ist, vertilgt Koch mit zwei Bissen den kalten Wurstrest und räumt den Teller vom Schreibtisch.
Marion und Thomas Fischer. Beide sahen durch das abnorme Verhalten ihres Vaters ihre Zukunft gefährdet. Dazu die Tatsache, daß Fischer nicht immer umnachtet war. Könnte es sein, daß die Familie einen seiner lichten Momente benutzte, um dem kranken Mann einzureden, die Konsequenzen zu ziehen. Fest steht, daß Fischer gegen halb sieben im Keller Bier getrunken hat. Selbstmord? Genötigter Selbstmord? Oder hat ihn jemand umgebracht?

Koch sitzt Frau Lametra gegenüber, einer Frau in mittleren Jahren, die allem Anschein nach sehr beschäftigt ist, denn draußen im Flur warten etwa ein Dutzend Leute vor der Tür ihres Büros. Sie verhält sich freundlich, aber reserviert. Erst als er seinen Dienstausweis zeigt, ist sie bereit, Auskunft zu geben, die in der Regel sonst nicht erteilt wird.
„Wir haben getan, was wir konnten." Ihre Finger spielen mit dem Kugelschreiber. „Als Frau Fischer zu uns kam, war sie in sehr schlechter Verfassung. Sie hatte sich total verausgabt und

hielt sich nur mit Hilfe von Medikamenten aufrecht. Wir fürchteten, daß auch sie noch krank werden könnte. Sogar die Nachbarn waren hier und meinten, da müsse eingegriffen werden."
„Frau Heidelbach?" fragt Koch.
Frau Lametra nickt. „Der Mann auch. Beide. Ich habe Frau Fischer bestärkt, ihren Mann in ein Pflegeheim zu geben, und setzte mich mit Frau Doktor Stahlmann, Ärztin für Psychiatrie, in Verbindung. Nur über diesen Weg ist eine Heimeinweisung möglich. Na ja, das hat drei Wochen gedauert. Und dann hat Frau Fischer den Termin bei der Ärztin nicht mehr wahrgenommen. Da ging es ihr nämlich schon wieder besser. Zu mir sagte sie, die Familie versuche nun doch, den Mann zu behalten, solange es geht. Solange die Kräfte reichen. – Auch verständlich. Fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens hat sie mit ihm gelebt, und die waren gut. Eine Heimeinweisung hätte bedeutet, ganz neu anzufangen. Sie hätte sicher neue Ansatzpunkte gefunden, aber immer mit dem schlechten Gewissen, daß sie ihn abgeschoben hätte. Außenstehende sehen nur das Äußerliche, aber nicht die Gewissensbisse." Erklärend fügt sie noch hinzu: „Die psychologischen Begleitumstände sind nicht leicht. Durchhalten oder aufgeben. Das eine schaffte sie physisch nicht, das andere nicht aus moralischen Gründen. Die Sache ist ja tatsächlich ein zweischneidiges Schwert." Sie schweigt einen Augenblick, die Schultern etwas vorgeneigt, ihren Blick auf den Kugelschreiber in ihrer Hand. „Nicht leicht in meinem Beruf. Ich kann zwar alles verstehen, aber manchmal möchte ich auf den Tisch hauen. Doch was soll's? Ich habe kein Recht, auch die Nachbarn nicht, den Mann aus der Familie rauszuholen, wenn er nicht gefährlich ist. Ich bin zwanzig Jahre im Amt, und ich kann Frau Heidelbach sehr gut verstehen. Ihrer Mutter ging es wie Herrn Fischer. Allerdings ist das über zehn Jahre her."
„Wollen Sie sagen, daß sie die gleiche Krankheit hatte?"
„Zerebralsklerose." Sie legt den Kugelschreiber hin. „Das kann jedem passieren. Übrigens wohnten die Heidelbachs da noch in Dresden."
„Zerebralsklerose", wiederholt Koch. Es gibt also eine gewisse Parallele zwischen den Familien Fischer und Heidelbach. Darum kümmerte sich Frau Heidelbach so intensiv um die Nachbarn. Sie hat eine ähnliche Tragödie am eigenen Leibe erlebt.

Leutnant Stender, der Thomas Fischer in der Albert-Schweitzer-Schule nicht mehr antrifft, läßt sich im Sekretariat die Adresse des Lehrers geben und fährt geradewegs nach Bernau. Die jungen Fischers bewohnen ein einstöckiges Haus, umgeben von einer sauber zurechtgestutzten Hecke. Buschwerk und Kiefern zu beiden Seiten, dahinter ein Garten, Felder. Stender muß mehrmals klopfen, bevor sich drinnen etwas bewegt.

Thomas Fischer führt Stender ins Wohnzimmer. Hier ist es nicht so peinlich aufgeräumt wie in der elterlichen Wohnung, darum auch gemütlicher. Das Radio spielt leise. In der Fensternische sitzt eine junge, hochschwangere Frau über einer Häkelarbeit. Das flachsblonde Haar fällt ihr glatt auf die Schulter.

„Eva, darf ich dir Leutnant Stender vorstellen, einer der Kriminalisten, von denen ich dir erzählt habe." Fischer ist sehr nervös. Und zu Stender: „Meine Frau." Er deutet an, Platz zu nehmen. Eva Fischer nickt abwartend, während sie in eine Pralinenschachtel langt und ein Stück Konfekt in den Mund schiebt.

„Um gleich zum Eigentlichen zu kommen", beginnt Stender ohne lange Einleitung. „Sie besitzen einen Zweitschlüssel für den Medizinkasten."

Das ist zwar noch nicht erwiesen. Aber Versuchsballons aufsteigen zu lassen gehört zu Stenders kriminalistischem Repertoire.

„Ein Reserveschlüssel", gibt Thomas Fischer zu. „Wir dachten, bei mir ist er besser aufgehoben."

„Wir wissen, daß der Sonntagabend in Ihrer Familie nicht unbedingt harmonisch war."

„Wir haben über Marions Entlobung gesprochen. Daß das nicht ohne Erregung verlief, dafür werden Sie wohl Verständnis haben."

Herr Fischer hat bis jetzt für den angenommenen Selbstmord noch keinen Anhaltspunkt gefunden.

„Sie meinen Mord?" Fischer muß sich setzen. „Daher also die Frage nach dem zweiten Schlüssel. Sie glauben doch nicht etwa, daß ich..." Fischer wird heftig. „Da müssen Sie mir aber erst einmal beweisen, daß ich Lepinal aus dem Kasten genommen habe. Hat mich jemand dabei gesehen? Wer kann's bezeugen? Keiner. Also bitte, was wollen Sie? Kommen Sie wieder, wenn Sie Beweise haben." Seine Hand zeigt unmißverständlich zur Tür.

Stender übersieht das. „Sie haben sich seit Ihrer Heirat selten bei Ihren Eltern sehen lassen. Warum gerade am letzten Sonntag?“
„Herrgott, da waren Reparaturen zu machen. Bügeleisen, Lampe. Mein Vater hat doch nichts mehr tun können.“
„Haben Sie Ihren Vater nicht einen Tag zuvor wieder aus der Schule führen lassen?“
„Das war schlimm“, preßt er durch die Zähne. „Das weiß ich wohl.“
Die junge Frau sieht ihren Mann an.
„Was sollte ich denn tun?“ fragt er verzweifelt.
„Er wußte nicht mehr, was er tat“, sagt sie beschwichtigend.
„Das erkläre mal den Kindern.“ Er lacht bitter. „Abfällige Blicke, heimliches Tuscheln. Da können die Kollegen noch so nett sein, hinter dem Rücken wird getratscht. Nimm dich zusammen, hab' ich mir gesagt, nimm dich doch zusammen, du darfst nicht so empfindlich sein.“ Thomas Fischer bemüht sich, ruhig zu sprechen. „Was halten die Schüler von einem Lehrer, dessen Vater... Der Autoritätsverlust ist gar nicht wiedergutzumachen. Aber Autorität ist unbedingt nötig, sonst ist kein Unterrichten möglich. – Mein Gott, wie oft habe ich es im guten versucht und meinen Vater nach Hause geschickt. Er ging auch. Aber er kam wieder, immer wieder. Ich konnte mich vor seinen Besuchen nicht retten. Alle Worte waren nutzlos; ebensogut hätte ich die Wand ansprechen können. Er war für mich zum Schreckgespenst geworden. Als er dann auch noch in die Klassen der Kollegen ging, da, da...“ Er ballt die Fäuste. „Ich habe ihn rausschicken müssen. Nur mit Härte konnte man etwas bei ihm erreichen.“ Dann sagt er resigniert: „Alles im Leben hat Folgen. Wirft man einen Stein ins Wasser, gibt es Wellen. – Da sind noch andere, die auf den Schulleiterposten reflektieren. So traurig das ist, aber ich habe nur Vorteile durch seinen Tod.“
Stender holt ein Päckchen Club aus der Tasche und hält es ihm hin. Thomas Fischers Erregung flaut ab. Doch seine Hände zittern so sehr, daß er nur mit Mühe die Zigarette aus der Packung ziehen kann. Stender gibt ihm Feuer. Draußen läßt jemand sein Motorrad aufheulen. Fischer zieht an seiner Zigarette und versinkt in Nachdenken. „Als ich zehn war, brach das Eis unter meinen Füßen. Ich wäre ertrunken, wenn mein Vater mich nicht gerettet hätte. – Jetzt ist er tot. Ich werfe mir vor, daß ich ihn rausschicken mußte. Der Gedanke, daß er deshalb aus

dem Leben gegangen sein könnte, macht mir zu schaffen." Er wendet sich um und geht langsam hinaus.
Eva Fischer legt das Häkelzeug beiseite und steht auf. „Er ging am Sonntag hin, weil er seiner Mutter ans Herz legen wollte, besser auf den Alten aufzupassen oder ihn doch endlich ins Heim zu bringen."

Etwa um die gleiche Zeit wird Koch von der Witwe Fischer erneut ins Wohnzimmer gebeten. Takt und Vorsicht hindern ihn, mit der Tür ins Haus zu fallen. Aber Frau Fischer drängt zur Eile. „Von den vielen Gesprächen wird er auch nicht mehr lebendig." Sie zieht ihren schwarzen Pullover glatt. „Also bitte, ich hab' wenig Zeit. Sie wissen doch, am Dienstag ist die Beisetzung."
„Da ist noch eine Sache, von der wir jetzt erst erfahren haben. Man sagt..."
„Man sagt, man sagt!" Mit einer ärgerlich abwehrenden Handbewegung unterbricht sie. „Ich weiß, worüber man sich die Zunge zerbricht: ‚Sie hat ihm nicht genug zu essen gegeben. Sie hat ihn wie 'nen Penner rumlaufen lassen. Sie hat nur mit ihm rumgemeckert.' Sie hat, sie hat...! Aber was wirklich war, weiß keiner. Daß er zum Beispiel kein Maß mehr hatte, sich besinnungslos vollstopfte und dann alle Sachen einschmutzte. – Wenn die Leute einem was Schlechtes anhängen können, sind sie immer schnell dabei."
Die spontane Reaktion und heftigen Worte verblüffen Koch.
Die Frau verzieht das Gesicht. „Natürlich haben wir geschimpft und ihm gesagt, was er tun soll. Er machte ja alles falsch und dann nachher überhaupt nichts mehr. Das mag Ihnen vielleicht diktatorisch und autoritär vorkommen. Aber wie sollten wir uns sonst helfen? Wir mußten doch irgendwie versuchen, seine abnormen Verhaltensweisen einzudämmen. Es war ja nicht nur das Leid, daß der liebste Mensch unheilbar krank geworden ist, wir hatten auch mit seinem absonderlichen Verhalten fertig zu werden. Besonders schlimm war, wenn er sich in parkende Autos setzte oder in der Kaufhalle ohne zu bezahlen Bonbons einsteckte. Wir konnten ihn ja nicht einsperren. Und dann das Gefühl, die anderen würden auf uns herabsehen. Wir haben doch gemerkt, wie man sich zurückzog. Freunde blieben weg. Die bedauernden Blicke der Nachbarn. Sie wissen doch, wie die Leute sind." Sie hielt inne, und Koch wartete. Sein Grundsatz,

den Gesprächspartner reden zu lassen, drängt ihn in die Rolle des Zuhörers. Nach ein paar Sekunden entschließt sie sich fortzufahren.

„Was mich so verzweifelt machte, war die Gleichgültigkeit, die stupide, schlampige Art meines Mannes sich selbst gegenüber. Ein Mensch mit gesunden Knochen, kann sich bewegen wie 'n Wiesel, nichts tut ihm weh, aber nicht fähig, sich die Zähne zu putzen. Ich hab's immer wieder versucht. Ich hab' gesagt: Putz dir die Nase. Du hast doch 'n Taschentuch. Wasch dir die Füße. Rasier dich. Nichts. Keine Reaktion. Als ob er taub gewesen wäre. Nicht einmal richtig aus- und angezogen hat er sich. Weder Bitten noch Drohungen nutzten etwas. Da verlor ich schon mal die Nerven. Ich haßte mich selber deswegen. Aber ich bin auch nur ein Mensch."

„Er war doch krank", gibt Koch vorsichtig zu bedenken.

„Das habe ich mir hundertmal gesagt. Aber wenn man ständig hinterher sein muß, damit er keinen Unfug anstellt, oder zu tun hat, seine Eskapaden glattzubügeln, da weiß man manchmal nicht mehr, was ist Krankheit und was nicht. – Und dann die Nächte! Nie ausschlafen. Jeden Morgen zerschlagen und kaputt. Ich war fertig. Ich hatte keine Kraft mehr. Ich war nur noch müde. Diese Krankheit kann einen Gesunden zum Wahnsinn treiben. Und was das schlimmste war, man sah keine Zukunft." Sie steht da mit schlaff herabhängenden Armen gegen die Wand gelehnt, als suche sie Halt. „Es heißt immer: Das Schlechte vergißt man, das Gute behält man. – Hoffentlich."

„Ich verstehe Sie sehr gut. Um so mehr wundere ich mich, daß Sie ihn nicht in ein Pflegeheim gegeben haben."

„Pflegeheim!" Ein kurzes, bitteres Lachen. Frau Fischer starrt auf den Boden. „Mir würde es dann genauso gehen wie der Frau Heidelbach. Sie hat heute noch Gewissensbisse, weil sie damals ihre Mutter in die Nervenklinik brachte."

„Dennoch hat sie sich um eine Heimeinweisung für Ihren Mann bemüht."

„Verpflichtendes Mitleid der Nachbarn. Im Grunde denken sie doch alle dasselbe: Die will ihn loswerden In den Jahren, als er noch für die Familie sorgen konnte, war er gut genug. Er war also nur so was wie ein Familienversorger. So wird's doch hingestellt. Deshalb konnte ich ihn nicht in ein Heim geben. Aber ich konnte es auch nicht durchhalten. Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Meine eigene Unentschlossenheit machte mich

krank. Die einzige Hoffnung war, daß er..." Sie bricht ab. Irgendwo im Haus geht ein Staubsauger. Koch sieht die Frau lange an. Diese Rechtfertigung hat zweifellos etwas für sich. Zum einen wollte sie ihn loswerden. Durchaus verständlich. Zum anderen wagte sie nicht, ihn in ein Heim zu bringen, aus Angst vor dem Gerede der Leute und ihrem eigenen Gewissen. Auch verständlich. Vielleicht war es gut für sie, sich jetzt vor einer anonymen Person auszusprechen. In einem Ton, der bei aller Sachlichkeit seine Bewegung nicht ganz verbergen kann, sagt er: „Ich glaube, ich muß Sie jetzt an die Auseinandersetzung am Sonntagabend erinnern." Frau Fischer begreift. Koch ist auf einen heftigen Protest gefaßt. Aber sie läßt sich erschöpft in einen Sessel fallen. „Ja, er war an dem Abend seltsam klar."
„Sie müssen verstehen, daß man sich dabei einiges fragt. Wenn wir den Fall klären sollen, müssen Sie mir jetzt alles sagen."
„Sie schüttelt den Kopf. „Nein – nein, ich nicht, das hätte ich nicht gekonnt. – Ja, es stimmt schon, wir waren alle so gereizt. Marion wegen Roland. Thomas wegen der Schule. Und ich..."
Ein unbestimmter Laut kommt von ihren Lippen.
Koch sieht in ihren Augen Angst, blanke Angst.

Als Marion Fischer kurz nach 18 Uhr den Kosmetik-Salon Christine verläßt, parkt der Polizeiwagen am Straßenrand. Stender steigt aus. „Hallo, Fräulein Fischer!"
Marion stutzt einen Moment und zögert. Zwei Kolleginnen kommen aus dem Verschönerungsladen und rufen: „Tschüs, Mücke!" Sie zwinkern ihr zu und stöckeln kichernd vorüber. Die Straßenlampen leuchten matt durch die rieselnden Wasserfäden. Marion schlägt den Kragen ihrer schwarzen Lederjacke hoch. Irgendwo grölt jemand: „Sing, mei' Sachse, sing."
Stender zündet sich eine Zigarette an. „Warum nennt man Sie Mücke?"
„Weil ich als Kind wie ein Kalmücke aussah. Mein Vater sagte, ich könne unmöglich von ihm sein."
„Ihr Vater." Stender wendet sich langsam zum Wagen. „Wir müssen uns noch einmal unterhalten. Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich Sie nach Hause fahre?"
„O doch, hab' ich." Eine halbe Drehung, und sie geht davon. Er folgt ihr, bis sie stehenbleibt.
„Ich weiß, was Sie wollen; das Rezept, nicht wahr? Meine Kollegin hat mir erzählt, daß sie es Ihnen gesagt hat."

„Wir wissen auch von Doktor Gude, daß er Ihrem Vater vor vierzehn Tagen zwei Röhrchen Lepinal verschrieben hat."
„Es war wegen Roland." Sie zögerte. „Ich wollte Schluß machen. Ich dachte, das halt' ich nicht aus. – Aber der Mensch erträgt viel. Man weiß gar nicht, wieviel man ertragen kann. Ich hab' das Röhrchen noch, ich kann es Ihnen zeigen. Das andere hab' ich meiner Mutter gegeben. Sie hat gar nicht gemerkt, daß zwei auf dem Rezept standen. Die Sache mit meinem Vater..." Marion streicht ein paar widerspenstige Haare zurück. „Ich war mies. Ich hab' gedacht, ohne ihn ist es leichter." Sie ergeht sich in Selbstvorwürfen, bis ihr die Stimme wegbleibt. Das ganze Elend liegt in ihren Augen. Sie deutet auf seine Zigarette. „Geben Sie mir auch eine."
Er zündet eine Zigarette an und gibt sie ihr. Nach ein paar hastigen Zügen spricht sie weiter. „Andere haben mehr für ihn getan. Frau Heidelbach. Sie hatte immer ein gutes Wort für ihn. Sie hat ihm auch das Bier gekauft."
„Frau Heidelbach?"
„Marion nickt. „Sie kannte das Versteck im Keller und sorgte dafür, daß da immer was war."
„Weiß Ihre Mutter davon?"
„Gott bewahre!"
„Aber warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt?"
Sie sieht weg. „Wozu?"

„Die Unordnung werden Sie bitte entschuldigen. Ich bin gerade von der Schicht zurück." Irene Heidelbach eilt geschäftig hin und her und fingert dabei nervös an ihrer braunen Lockenfrisur. Sie stellt einen Aschenbecher auf den Tisch und fragt, ob sie eine Tasse Kaffee anbieten dürfe. Die Kriminalisten wehren ab, während sie die komfortable Einrichtung registrieren: Parkettfußboden, Decke und Wände holzgetäfelt. Erstaunlich, was man aus einer Altneubauwohnung machen kann. Man spürt, daß hier alles mit Liebe und Sorgfalt eingerichtet wurde. Frau Heidelbach fängt den anerkennenden Blick der Kriminalisten auf. Sie erklärt, nicht ohne Stolz: „Hat alles mein Mann gemacht. Sein Bruder arbeitet in der Holzindustrie. Die Eckcouch haben wir uns extra anfertigen lassen. Und seitdem wir die Gasheizung haben, kriegt mich hier niemand 'raus. Mein Mann will ja unbedingt nach Thüringen. Er hat die Arbeit in der Verwaltung satt. Und möchte ins Revier. Man hat ihm in

Ilmenau eine Stelle angeboten, dazu ein Häuschen mit Garten, herrlich gelegen. Aber ich kann mich von meiner schönen Wohnung nicht trennen und wohl auch nicht von den Erinnerungen hier. In Ilmenau sind wir fremd. Einen alten Stamm..."

„Frau Heidelbach", unterbricht Koch.

„Ja, ja, ich weiß, was Sie sagen wollen: Fischer." Ihre nervösen Hände streichen an der Tischkante entlang.

„Wir glauben, daß es ein Tötungsverbrechen war."

„Also doch." Ihre Augen zeigen Unruhe.

„Vielleicht können Sie uns helfen, Licht in die Angelegenheit zu bringen", fährt Koch fort und fragt ganz beiläufig nach dem Bier im Keller.

Unsicher antwortet sie: „Er tat mir leid. So ist das immer bei mir. Sowie mir einer leid tut, muß ich helfen. Meine Mutter hat auch Bier getrunken. Jeden Abend ein Glas Malzbier."

Stender fragt geradezu: „Benutzen Sie Lepinal?"

Erschrocken schüttelt sie den Kopf. „Doktor Rheinländer hat mir Radedorm verschrieben. Meine Mutter bekam Luminal. Aber sie wollte nie etwas einnehmen."

Koch dringt in sie. „Hat sonst noch jemand von dem Versteck im Keller gewußt?"

Irene Heidelbach blickt weg. „Ich habe damals oft mit dem Gedanken gespielt, meine Mutter zu erlösen. Aber das darf man doch nicht."

Koch sieht sie forschend an. „Sie wissen doch etwas?"

Die Frau scheint seine Worte nicht zu hören. „Warum darf man das eigentlich nicht?"

„Frau Heidelbach!"

„Erlösen. So einen Menschen erlösen." Irene Heidelbach läßt den Kopf sinken. „Ich habe eine Kollegin, die hängt schon vier Monate am Tropf. Sie lebt nur noch klinisch. Immer wenn ich sie besuche..." Ihre Hände krampfen sich zusammen, als wolle sie diese daran hindern, etwas Verbotenes zu tun.

Wieder im Büro, in dem es ebenso kalt ist wie draußen, faßt Koch seine Meinung in Worte.

„Die tägliche Konfrontation mit der Krankheit, die Frau Heidelbach selbst einmal bekämpfen mußte, hat bei ihr eine erschreckende Resonanz gefunden; seelische Not und psychischer Druck, bis es plötzlich aushakte."

Stender nickt. „Die Frage ist nur, wie konnte sie sich Lepinal verschaffen?"
Ein Besuch bei Doktor Rheinländer, der nicht weit von Heidelbachs Wohnung seine Praxis hat, bringt die Kriminalisten nicht weiter. Der Arzt erklärt: „Es stimmt schon, Frau Heidelbach verlangte Lepinal, aber ich habe ihr Radedorm verschrieben. So bedenklich schien mir ihr Zustand nicht. Jedenfalls damals nicht. Doch das ist ein halbes Jahr her. Es muß ihr besser gehen, denn sie ist nicht wiedergekommen. Eine Überweisung zu einem Kollegen hat sie sich nicht geben lassen."
Als die Kriminalisten zum Wagen zurückgehen, vermutet Koch: „Vielleicht hat sie einen an der Hand, der weniger Bedenken hat."
Bevor sie Überlegungen anstellen können, fällt dem Leutnant der Jagdklub ein. „Die Blonde mit dem Fahrrad sagte: Feudaler Klub: Ärzte, Künstler. Vielleicht hat Heidelbach...? So unter Jagdfreunden...?"
Der Gastwirt vom „Wilden Eber" kann helfen. Er kennt die Ärzte, die dem Jägeraktiv angehören, zwölf an der Zahl. Der Gedanke, sie alle aufzusuchen, ist wenig verlockend. Aber die Kriminalisten haben Glück; schon der dritte, ein Mann namens Melchior, mit buschigen Augenbrauen und wallender grauer Mähne, bekennt sich dazu. „Ich habe Frau Heidelbach gesehen. Sie war einem Nervenzusammenbruch nahe. Selbstvorwürfe nahmen ihr die Ruhe. Schuldgefühle wegen ihrer Mutter. Nächtelang lag sie wach, mußte aber am anderen Tag fit sein. Angeblich hat die BVB wenig Leute. Sie wollte sich jedenfalls nicht krank schreiben lassen. Ihr Mann hat sich große Sorgen um sie gemacht."
„Wie oft haben Sie ihr Lepinal gegeben?" erkundigt sich Hauptmann Koch.
„Zweimal."
„Wann zuletzt?"
„Vor etwa acht Tagen."

Frau Heidelbach sieht aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. In einem geblümten Morgenrock kommt sie den Kriminalisten entgegen.
„Können Sie nicht morgen wiederkommen?" fragt Heidelbach besorgt. „Sie sehen doch, es geht ihr nicht gut."
Koch zögert. „Es tut mir leid, daß ich das sagen muß, Frau

Heidelbach, aber wir müssen Sie bitten mitzukommen, wegen – Mordverdacht."
„Mein Gott, Herr Hauptmann!" entfährt es Heidelbach. „Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?"
Auf Frau Heidelbachs Gesicht zeigt sich langsam erschrecktes Begreifen. Aber ehe sie ein Wort hervorbringen kann, sagt Heidelbach: „Ich war's."
„Sie?"
„Ja." Er sieht seine Frau an. Die steht fassungslos da, unfähig, sich zu äußern.
Koch kann schwer seine Überraschung verbergen. „Sie wollen Ihre Frau schützen."
Heidelbach schüttelt den Kopf. „Ich konnte das nicht länger mit ansehen. Sie leidet an der Einbildung, sie hätte ihre Mutter nicht in die Nervenklinik bringen dürfen. Sie war vernarrt in den Gedanken, wiedergutzumachen, was sie an der Mutter falsch gemacht hat. Unsere Ehe hat darunter gelitten. Ich wollte hier weg, ausziehen. Ich sagte ihr, mich zieht es ins Revier zurück. Den wahren Grund zu sagen, wagte ich nicht. Aber sie konnte sich nicht von ihrer schönen Wohnung trennen. Ich wußte, daß ich so nicht mehr lange mit ihr leben kann. Und als meine Eingaben wegen einer Heimeinweisung abgelehnt wurden, da… Ich hab' das Lepinal von der Apotheke geholt und ihr nicht alles gegeben. Und…" Etwas in seiner Kehle hindert ihn am Weitersprechen.
Frau Heidelbach ist kreidebleich geworden.
Koch sieht den Mann lange an und denkt, so gut sich die beiden auch verstanden haben, so gut war es wiederum nicht. Auch sie haben sich nicht aussprechen können.

0,25

31235